

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 93. Bromberg, den 22. Mai 1926.

Sturm in Schmalebeck.

Roman von **Sophie Kloerss.**

(5. Fortsetzung.)

„Es ist doch seltsam, elf Jahre sind wir nun verheiratet, und nie war er in Schmalebeck. Nun mit einem Male — — Was will ein Hamburger Rechtsanwalt ausgerechnet in Schmalebeck?"

„Was will er in Heide und Marne und Krempe, wenn er dahin fährt? Er wird schon seine Gründe haben."

„Eben, die wüßte ich gern."

„Du, Detlev — nein, wie kann man nur. Solch energischer Herr! Solch kluger, selbstbewußter Herr wie der Doktor Rottmann! Du kannst doch nicht im Ernst glauben, daß etwas anderes als der reine Zufall ihn hierherführt?"

Ihre Augen wurden ernst und dunkel. „Oder traust du mir zu —"

„Scht! — Das mußt du gar nicht aussprechen. — Nein, dazu kenne ich doch meinen guten Kameraden zu gut. — Aber — Hanse, wer dich einmal lieb gehabt hat — Du bist noch immer so jung! Du bist noch immer eine Frau, die sehr begehrenswert ist. Kann ihn nicht die Erinnerung —"

Sie schüttelte nachsinnend den Kopf. „Ach nein, Lieber — Erinnerung? Was ist sie, wenn so viele Jahre vergangen sind? Es ist keine Bitterkeit in ihr, aber auch keine Sehnsucht. Man denkt zurück wie an einen hellen Frühlingstag. Schön war er, gewiß. Aber der Sommer hat reichere Erfüllung. Und was eine Frau überwunden hat, so restlos überwunden, das wird einem Manne nicht mehr zu schaffen machen. Vielleicht ist er selber längst glücklicher Gatte und Vater."

„Ich bin in deinen Augen vielleicht komisch, wie? Du mußt denken, daß ich im nächsten Jahre fünfzig werde. Und er ist —?"

„Genau so alt wie ich, bald vierunddreißig. Er war damals noch so jung — viel jünger als ich. In den Jahren sind wir Mädchen die älteren. — So, nun setz' dich in deinen Sorgenstuhl und halte deine Mittagsruhe."

Aber der Doktor, als er sich setzte, zog sein Weib auf die Knie, und in ihr junges, leuchtendes Gesicht sehend, fragte er: „Ist es dir nie leid gewesen, Hanse? Antworte nicht aus Güte, antworte aus offenem Herzen."

„Es ist mir nie leid gewesen, Lieber. Um des Kindes willen bin ich gekommen, um des Mannes willen bin ich geblieben, würde ich bleiben, und wenn alles gegen ihn stünde. Sind denn dir die elf Jahre nichts gewesen als Kameradschaft?"

„Ich glaub' es dir, mein Haus. Aber —"

„Aber?"

Er wollte nicht mehr sagen. — „Nun, wenn er länger hierbleiben will, was der große Koffer ja vermuten läßt, wird sich ein Zusammenkommen nicht vermeiden lassen. — So, nun schick' mir mal Ilsebill, mit der hab' ich ein Hühnchen zu rupfen."

„Muß das sein? Sei vorsichtig, daß du nichts verwirrst."

„Traust du dem jungen Manne? Gestern morgen, als ich früh im Garten war, waren da unten an der Schmale Pferdespuren, die führten hinein in den Bach und wieder heraus, oder vielleicht richtiger erst heraus in unseren Garten und wieder hinein in das Wasser. Und im Kies unter dem Rotdorn sah es aus, als sei dort ein Gaul angebunden gewesen. Was heißt das? Gibt meine Tochter sich wie eine Magd heimliche Stelldicheins bei Nacht im Garten? — Da faßt man gleich fest zu, daß kein Skandal daraus wird."

„O du schrecklicher Mann! — Nichts hat sie gewußt von dem Pferd, und das Ganze läuft auf eine Huldigung heraus. — Ja, wir haben höchst verständig gefreit und unsere Seligkeiten erst nach der Hochzeit kennengelernt, aber wenn es anders ist — gönne ihr das erste junge Glück. Rosen hat er ihr in das offene Fenster gelegt und heimlich, wie er gekommen ist, hat er sich wieder davongemacht. Ist das Sünde?"

„Hm. Und wenn ihn jemand gesehen hätte? Der Klatsch schläft nicht. Und der Ruf eines Mädchens ist wie Glas. Jeder Hauch kann es trüben."

„Glaubst du nicht, daß er es ernst meint?"

Rottmann zuckte die Achseln. „Der Herr Baron? Armer Adel — eine sandige Heideklitsche — — — aber doch immerhin alter jütischer Adel. — Daß er verliebt ist, glaube ich ihm. Daß vielleicht Ilses Vermögen den fehlenden Stammbaum ersetzt, halte ich für möglich. Soll meine Tochter nur darum in seiner Familie willkommen sein? Und heute, wo sich die Gegensätze so zuspitzen? Ich wünsche mir keinen dänischen Schwiegersohn, Hanse."

„Es geht nicht um dich, es geht um Ilse."

„Glaubst du, daß es für Ilse das Rechte ist? Ich nicht."

„Er ist ein netter Mensch."

„Ist er. Aber sie verliert zu viel. Hanse, das bleibt nicht, das erste verliebte Glück. Und wenn sie da mit ihm auf seiner Klitsche sitzt, und alles ist stockdänisch, und ihre Heimat soll ihr nichts mehr sein, und zwischen uns und ihr wird eine große Entfremdung — ist er auch der Mann, sie dann über alles fortzuheben?"

„Muß denn das sein? Das Fremdwerden? — Sie ist gar keine politische Natur. Man könnte doch das Reden über diese Dinge vermeiden."

„Wie lange noch? Es wird bald mit dem Reden vorbei sein. Und dann? — Wie lange will er noch hierbleiben?"

„So wie ich Frau von Krog verstand, soll er ein Jahr lang bei ihnen in der Wirtschaft tätig sein. Daß er mal in einen großen Betrieb hineinsieht."

„Dann wäre es gut, Ilse ginge für den Winter wieder nach Kiel."

Seine Frau schwieg. Was sollte man dazu sagen? Mochte sein, es war das Beste, aber Else ließ sich nicht leicht ablenken von Dingen, die sie einmal erfaßt hatte. Hans störte. Er steckte den dunklen Lockenkopf in die Tür und sagte: „Soll ich nu mit der Fibel kommen?"

Der Doktor seufzte innerlich, er sehnte sich nach seinem Ohrenstuhl, wenigstens für eine halbe Stunde. Da er aber selber seinen Herrn Sohn zitiert hatte, mußte er ihn auch vornehmen.

„Also — setz' dich hierher. Wo bist du denn jetzt?"

„Beim großen L."

„Dann lies mal."

„L—e — Le—a. Lea —."

„Weiter."

„L—e — Le—o. Leo."

Pause. „Na ja, nu man weiter."

„L—e—a. Lea."

„Warum fängst du denn dasselbe noch mal an?"

„Bei Fiete Eggers muß ich es immer zwanzigmal lesen."

„Zwanzigmal? Dem ist wohl nicht zu helfen! — Hört er denn immer zu?"

Hansels Augen glummerten. „Nee, zuhören tut er nicht.

Wenn ich sag': Löwe und Una, das merkt er gar nicht. Er sitzt immer und döst, oder er zeichnet."

„Was zeichnet er?"

„Och, man immer so Gesichter. Am meisten zeichnet er Ilse."

„Ilse?"

„Ja. Und dann so Rosen rundum. Und wenn Aenne es sehen will, wird er fünsch. Aber ich sitz' so dicht, ich schul' immer mal rüber. Das merkt er nicht."

„So, so." Dummer Bengel, dachte Rottmann. Wenn du so anfängst, hast du hier am längsten Unterricht gegeben. Ich werd' mal mit deiner Mutter reden.

„Na, Hans, lauf nur in den Garten, mit dem Lesen wird es wohl nicht viel. Du mußt bald in die Schule zu Tante Schulz. Die kommt dir mit dem Stöckchen, wenn du Unsinn liest."

Hans polterte vergnügt hinaus. Rottmann sah sich nach Hanse um. Sie lehnte am Schreibtisch und hatte der kleinen Unterhaltung zwischen Vater und Sohn mit Vergnügen zugehört. „Was sagst du zu dem neuesten Verehrer unserer Tochter? — Auf den kann sie stolz sein, was?"

„Ach Gott, Detlev, laß den Jungen. Was hat der vom Leben? Hunger und Arbeit und die verdrehte Mutter, die ihn mit Gewalt zum Studium zwingen will. Vater sagt, er hätt' zum Latein so wenig Talent wie der Esel zum Lautenschlagen; aber ich mag es ihr nicht sagen. Ich denk' immer, daß er hier seinen Kaffee bekommt und ein tüchtiges Abendbrot, das hält ihn noch zusammen. Er hängt ja nur in den Gräten."

„Laß man, der ist zäh. Ich kenne diese langen Schlakse. Wenn sie erst mal richtig ausgefuttert werden, werden es ganz stramme Kerle. Na, ich werd' mir Mama Eggers mal vorknöpfen." Er kuschelte sich in seine Stuhlecke. Hanse lachte ihm zu und ging aus dem Zimmer. In der letzten Nacht hatte er zweimal heraus müssen, und zum Nachmittag stand eine weite Landfahrt bevor. Sie jagte die Kinder, die auf dem Flur halloten, in den Garten und ließ das Mädchen frischen Kaffee rösten. Der munterte doch ein bißchen auf vor der Fahrt.

Dann ging sie zu Else hinauf und fand sie auf der Fensterbank hocken, ganz in sanfte Mittagsfaulheit versunken. Und über die Baumwipfel herüber grüßte das blauweiße Wimpel von Eichtal.

*

Die Turmuhr schlug sechs. Sie ließ sich Zeit dabei. Alles in Schmalebeck hatte Zeit, warum hätte sich die Turmuhr beeilen sollen? Man konnte zwischen zwei Schlägen immer bequem bis sechs zählen, und wenn man sich eilte, bis zehn, Brigitte behauptete, sie käme sogar bis zwölf. Aber das bestritten die Geschwister.

Endlich hatte sie ihre Pflicht getan. Ilse, die sich behaglich noch ein bißchen in den Federn dehnte, hatte mitgezählt, und wie der letzte Schlag vorüber war, lauschte sie auf.

Ein Glockenspiel setzte ein. Hell und froh schwebte die Melodie über die Dächer und Giebel und flog durch das offene Fenster in ihr weißes Zimmer. Sie sang leise mit.

„Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser schönen Sommerzeit
An deines Gottes Gaben.
Schau' an der schönen Gärten Zier
Und siehe, wie sie dir und mir
Sich ausgeschmücket haben."

Der Kantor war wieder da und zog sein Glockenspiel. Auf dem Dach seines winzigen, uralten Häuschens, hart an der Kirchenmauer, hatte er es nach eigenen Angaben anbringen lassen. Die Fäden der einzelnen Glöckchen gingen hinunter in seine Schlafstube. Wenn er im Bett lag, konnte er sie, die an Tasten befestigt waren, spielen, daß droben die kleinen Hämmerchen auf die in zwei vollen Oktaven abgestimmten Glocken schlugen und alles hinaussangen in die Gottesluft, was ihm durch Herz und Sinn ging.

Aber daß er schon wieder hier war! — Kam man in vierzehn Tagen hin zum Rhein und wieder zurück? Wohl kaum, auch wenn man Extrapost fuhr.

Gestern nachmittag, als sie bei Lisette Rosen, der kleinen, schiefen Schwester der schönen Melanie gewesen, hatte die noch kein Wort von Heimkehr der Reisenden gesagt.

Ein anderer aber brachte das Spiel nicht in Gang, ganz abgesehen davon, daß das Häuschen verschlossen war.

Wie Ilse zum Kaffee hinabkam, fragte Hanse auch schon: „Hast du es gehört? Sie müssen wieder da sein. Vater hat sicher recht gehabt. Er sagte gleich: Das halten die alten Leute nicht mehr aus, die weite Reise. Das ist eine Kateridee. — Ja, dann üb' nur noch, dann wird Mampert sicher heute zur Stunde kommen, es ist ja Freitag."

Um elf sah Ilse den alten Herrn auf das Haus zukommen. Groß, dick, mit dem rosigen Gesicht unter dem breiten, grauen Zylinder. Die langen weißen Haare lockten sich über dem Rockkragen, das feine Batisthemd blitzte wie Schnee, der Spazierstock mit dem goldenen Knopf schwang vergnügt hin und her.

Sie hatte schon das Klavier geöffnet und seinen Stuhl mit dem Kissen herangetragen, einen schraubbaren Klavierbock kannte man in Schmalebeck noch nicht, und nun lief sie ihm entgegen, nahm ihm Hut und Stock ab und fragte: „Wie ist's am Rhein, Herr Kantor?"

„Ich denke, ganz wunderherrlich, liebes Kind. Gerade so wie der Wandsbeker Bote singt: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben, gesegnet sei der Rhein —" Ein kleines Lächeln: „Ich werde sie in diesem Leben nicht dort wachsen sehen. Wir — aber das sag' ich nur dir ins Ohr, kleine Ilse — wir kamen nur bis Hamburg. Da haben wir schöne Tage an der Elbe verlebt. In Nienstedten. — Ja. — War für alte Leute auch sehr nett. — Wenn man in den Sechzigern ist, tut es auch die Elbe, es braucht nicht mehr der Rhein zu sein."

„Ach", sagte das Mädchen nur leise, und etwas Wehes war in ihr. Resignation! — So sah die aus! — So gütig, ein bißchen heiter, ein bißchen schwermütig — — — Lieber Gott, vierzig Jahr' gewartet haben auf die Rheinreise mit der Geliebten, und dann bleibt man zehn Meilen von daheim sitzen, und irgendwo in weiter Ferne braust der schöne, stolze Strom. Und man kehrt zurück und läßt die Glocken singen: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud'—"

„Es war da ein nettes, kleines Wirtshaus", erzählte der alte Kantor. „Wir bekamen zwei saubere Zimmerchen. Ich unten im Hause, die beiden Damen oben. Und alles war sehr idyllisch. Die Hühner flogen uns auf den Tisch, wenn wir Kaffee tranken. Die Eier waren frisch aus dem Nest, die sie uns da kochten. Und wenn wir ein Stückchen die Straße hingingen, kamen wir an den Deich und konnten den Fluß hinuntersehen. Da gehen jetzt Dampfschiffe. Das war recht interessant. — Ja. — Ja."

So, und wie ist es inzwischen mit Schubert gegangen? Fleißig geübt? — Singen wir erst einmal einige Tonleitern."

Er schlug leise an: „Do, re, mi, fa, sol — — — Famos, famos! Die Stimme sitzt à la merveille. Sie ist ein gottbegnadetes Kreatürchen, kleine Ilse."

Hanse lauschte vom Garten her, wie die zwei musizierten. Kleine Ilse! Wer sie singen hörte, konnte nicht glauben, daß ein zierliches zwanzigjähriges Mädchen am Klavier stand. So tief und voll war die Stimme, so voll Ernst und Hoheit. Die Winterreise, die so selten von einer Frau gesungen werden kann, schien geradezu geschaffen für diesen tiefen und doch so weichen Alt.

(Fortsetzung folgt.)

Des Dichters Pfingsterlebnis.

Skizze von **Emil Weber-Hamburg.**

Der Lyriker ward gefragt, welches seiner Gedichte ihm die liebste Erinnerung auslöse. Da nannte er ein bescheidenes kleines Kinderlied, das den meisten nicht einmal bekannt war, so daß er's der kleinen Gesellschaft, zu der man sich zusammengefunden hatte, zum besten geben mußte. Als er die Verwunderung seinen Zuhörern vom Gesicht las, lächelte er und fuhr fort: „Für dieses Gedicht ist mir nämlich von schönem Munde ein ganz besonderer Lohn zuteil geworden."

„O", rief die jüngste der Damen, „ein Kuß?"

„Ja, ein Kuß."

„Erzählen, bitte, erzählen!"

„Dazu war ich", entgegnete der Dichter, „von vornherein bereit, als ich das Kinderlied auf eure Frage nannte. — Es war voriges Jahr zu Pfingsten, am Sonnabend vor dem Feste. Die Feiertage wollte ich bei einem Freunde verbringen, der ein kleines Besitztum sein eigen nennt. Im Städtchen X unterbrach ich die Bahnfahrt, um ein mir noch unbekanntes altes Kloster zu besuchen. Dann erging ich mich bis zur Abfahrt meines Zuges auf einer zwischen Kloster und Städtchen gelegenen Anhöhe unter dem frischen, jungen Grün der Buchen und nahm endlich auf einer von blühenden Büschen umstandenen Bank Platz. Es war ein wundervoller Frühlingstag.

Ich hatte wohl eine Viertelstunde gesessen, da kam aus der Richtung des hinter mir liegenden Städtchens lachend und singend ein Dutzend junger Mädchen von 15 bis 18 Jahren daher, die nicht weit von meinem lauschigen Platze die Anhöhe vor mir hinuntertollten. Schon klangen ihre hellen Stimmen nur noch schwach zu mir herauf, und ich glaubte die schlanken Gestalten dem Auge entschwinden zu sehen, als sie unten, auf einem freien Platze, Halt machten und sich nach kurzer Zeit zu einem Reigen ordneten. Und nun wurde gesungen und getanzt. Wie hineinkomponiert in die Landschaft, dachte ich: nicht zu nah und nicht zu weit.

Von Zeit zu Zeit wurde unterbrochen und anscheinend wiederholt. Zur Seite stand eine einzelne junge Dame, die offenbar die Leitung hatte. Da kam noch ein junges Mädchen, das sich verspätet zu haben schien, daher, und zwar — im Gegensatz zu den übrigen — unmittelbar an mir vorüber. Überrascht grüßte sie, als sie mich auf der Bank gewahrte.

„Verzeihung,“ sagte ich, ihren Gruß erwidernd, „was ist das für eine vorfestliche Veranstaltung dort unten?“

Freundlich gab sie Auskunft. Es sei die Hauptprobe für den morgigen, aus einer Reihe von Reigenliedern zusammengestellten Frühlingsreigen. — Dann eilte sie hinunter.

Nach kurzer Zeit sah ich eins der Mädchen, ein noch ganz junges Ding mit hellen lustigen Augen und losem Haar die Anhöhe heraufsteigen und zu meiner Verwunderung gerade auf mich zukommen —: Wenn es mich interessiere, so sei ich von Fräulein Schmidt freundlichst eingeladen, mir die Sache aus der Nähe anzusehen; man wolle den Reigen gern für den einsamen Herrn wiederholen.

Natürlich war ich sofort bereit, obgleich ich mich des Verdachtes nicht ganz erwehren konnte, daß die Einladung weniger aus Höflichkeit als aus jugendlichem Übermut geschehe. Oder war es der Leiterin ihren Schülerinnen gegenüber um eine Begründung für eine abermalige Probe zu tun?

Auf dem Wege zu ihr erfuhr ich auf meine Frage, daß Fräulein Schmidt eine junge, noch stellungslose Turnlehrerin sei, die die Einübung des Frühlingsreigens übernommen habe. — Unten angekommen, dankte ich für die freundliche Einladung, die mir so überraschend gekommen und doch so willkommen gewesen sei: ich könne mir nichts Schöneres an einem so herrlichen Frühlingstage denken, als einen fröhlichen Mädchenreigen im Freien.

„Also bitte“, sagte die junge Turnlehrerin, die nur wenige Jahre älter war als die übrigen, „dann wollen wir sehen, ob wir den Beifall des Herrn gewinnen können.“

Die Freude an der Bewegung, vielleicht auch der Stolz auf ihre Leistung, gewürzt mit dem Übermute gesunder Jugend, lachte den jungen Geschöpfen aus den Augen. In sinnvoller Zusammenstellung folgte ein Reigen dem andern, keiner dem vorangegangenen gleich: jeder war nach Text und Melodie in seiner Weise gestaltet, z. T. nach der Erfindung dieser Mädchen.

„Darf ich fragen“, sagte Fräulein Schmidt am Schlusse, nachdem ich meine aufrichtige Anerkennung ausgesprochen hatte, „welcher Reigen Ihnen am besten gefallen hat?“

„Das ist schwer zu sagen“, erwiderte ich, „reizvoll sind sie alle; aber mit einem haben Sie mir eine ganz besondere Freude gemacht“, und ich nannte die erste Zeile eines der getanzten Lieder.

Warum der Reigen mir gerade eine besondere Freude gewesen sei, wollten sie natürlich wissen. „Weil der Text“, antwortete ich, „— von mir ist.“

Große Überraschung.

„Wirklich!“ sagte Fräulein Schmidt, „es steht derselbe Name unter dem Text, den Sie vorhin nannten, als Sie sich vorstellten.“

Zwölf junge Augenpaare strahlten mich an. „Wie gut“, sagte ich, „daß Sie mich heruntergeholt haben. Hoffentlich bereite ich den jungen Damen in meiner bürgerlichen Erscheinung nun keine Enttäuschung.“

„O, ich weiß“, fuhr ich auf den lebhaften Einspruch fort, „daß junge Mädchen meistens eine sehr ideale Vorstellung vom Dichter haben; selbstverständlich ist er, besonders wenn es sich um Lyrik handelt, so strahlend-jung wie sie. Nun, als ich diese Verse vor zwanzig Jahren schrieb, w a r ich auch noch ein Jüngling mit lockigem Haar.“

„Vor zwanzig Jahren!“ rief eins der jungen Geschöpfe aus, „da ist das Lied ja älter als wir!“ „Ich dachte“, äußerte, dadurch ermutigt, eine andere, „die Verfasser solcher Lieder seien, wie Goethe und Eichendorff, alle schon längst tot.“

Der jungen Blonden, die mich heruntergeholt hatte, war das offenbar der Betrachtung schon zuviel; sie war mehr auf Handlung eingestellt. „O“, rief sie aus, „wir müssen dem Dichter einen Kranz winden!“

„Nein, nein“, rief ich lachend, „keinen Kranz! Das kommt mir zu feierlich-mittelalterlich vor, oder noch weiter zurück: erinnert mich an Julius Cäsar, der gern unter dem Kranze seine Glatze verdeckte, wenn er sich öffentlich zeigte.“ „Aber wir müssen uns doch erkenntlich zeigen für das hübsche Lied“, rief eine andere Übermütige, „wenn Sie's nicht gedichtet hätten, wäre es nicht komponiert worden und wir könnten es heute und morgen nicht singen und tanzen.“ „Das ist schon richtig“, entgegnete ich, „aber Sie singen und tanzen fast ein Dutzend Reigen — warum wollen Sie mich vor den Verfassern der übrigen bevorzugen?“ „Weil Sie noch leben, und weil wir Sie hier haben!“, rief Fräulein Schmidt. „Schön“, sagte ich, „den Kranz habe ich verschmäht, wie der Sänger in Goethes Gedicht die goldene Kette; aber — gegen einen Kuß von schönem Munde hätte ich nichts einzuwenden.“

Augenblickliche Verlegenheit, besonders bei der jungen Turnlehrerin, und einige spitzbübische Schelmengesichter.

Fräulein Schmidt wollte offenbar nicht gern prüde erscheinen; aber so ohne weiteres einen fremden Herrn, auch wenn's ein Dichter ist, vor der versammelten Mädchenschar auf Verlangen küssen?

„Von wem?“ sagte sie nach kurzer Pause, anscheinend in dem Bestreben, Zeit zu gewinnen oder gar, ihre Verlegenheit auf mich abzuwälzen, „von mir oder der jüngsten unseres Kreises?“

Noch in der Erinnerung bin ich froh, daß mir im Augenblick die einzig richtige Antwort einfiel — Lyriker sind nicht immer gerade besonders schlagfertig —: „Von Ihnen u n d der Jüngsten“, rief ich, „vorausgesetzt, daß Sie mein Lied zweier Küsse wert erachten.“ Ein paar der jungen Mädchen klatschten in die Hände.

„Gut!“ rief die junge Turnlehrerin, „Mut braucht man nicht im Krieg allein“, trat stramm auf mich zu und küßte mich unter der jubelnden Zustimmung der übrigen herzhaft auf den Mund, wobei sie allerdings nicht vermeiden konnte, über und über rot zu werden. Aber wieder konnte sie ihre Verlegenheit weitergeben —: „Nun die Jüngste!“

„Das bist du, Else“, hieß es, „ganz ohne Zweifel, du bist noch ein volles Jahr jünger als ich“. Es war die blauäugige Blonde, die mich heruntergeholt hatte und vorhin für meine „Belohnung“ eingetreten war.

Wo war ihre Keckheit geblieben? Sie war schon rot, als sie, von den Freundinnen lachend vorgeschoben, auf mich zutrat. Ihr fiel es bedeutend schwerer; auch mußte ich mich ein wenig zu ihr hinabneigen.

Aber ich bekam auch den zweiten Kuß: als ob der F r ü h l i n g mich küßte, so frisch und herb waren die jungen Lippen!

„Und nun“, sagte ich, da nach dieser feierlichen Doppelhandlung doch etwas gesagt, besser noch: etwas getan werden mußte, „nun darf ich mein Lied noch einmal von Ihnen getanzt sehen?“

„Gern, gern!“

Das löste die Spannung, die doch eingetreten war.

Die freundliche Einladung zur Feier am nächsten Tage konnte ich nicht annehmen. Was hätte mir auch eine Wiederholung inmitten von Vätern, Müttern und Tanten noch bedeuten können — nach diesem harmlos-schönen kleinen Erlebnis, das auch das reizvollste meiner ganzen Pfingstreise blieb, so viel Schönes die nächsten Tage mir auch noch brachten.

Die heilige Johanna.

(Zugleich die Kritik eines Kritikers.)

In einer reichsdeutschen, in Hamburg erscheinenden Monatsschrift stand jüngst ein Aufsatz, der sich mit der inneren Entwicklung des Deutschtums in Westpolen seit 1919 beschäftigt. Temperamentvoll trägt der Verfasser seine pessimistischen Ansichten über die Erscheinungen unserer deutschen Öffentlichkeit vor und malt uns unser Bild mit dem Spachtel schwarz auf dunkelgrau. Der Kritiker hat ohne Zweifel in sehr wesentlichen Zügen recht — nur verschweigt er, daß unsere Entwicklung hier im polnischen Abtretungsgebiet seit 1920 im Grunde immer noch ein Teil der gesamten (sagen wir es ruhig) reichsdeutschen Entwicklung ist und daß das auch noch gar nicht anders sein kann. Was man als Eigenart des Grenzlanddeutschen theoretisch fordern darf, hat bei uns noch nicht wachsen und werden können. Daß es jedoch Zeit ist Neues zu säen, in dieser Forderung wollen wir dem Verfasser sekundieren.

Der Aufsatz ist eine Bußpredigt; aber wir fürchten, es geht dem Verfasser mit ihm wie es manchem Prediger geht: durch Übertreibung verstockt er die Herzen auch an sich bußgeneigter Sünder. Ein leiser Unterton macht übrigens die Kundigen innerlich ganz heimlich lächeln; denn unser westpolnischer Kulturkato läßt uns wenigstens eine kleine Hoffnung: die nämlich, daß an seinem eigenen Wohnsitz in unserer schwesterlichen Provinzhauptstadt zwar auch nicht eigentlich Gutes getan wird, aber daß man dort wenigstens das Richtige erkannt habe und erkenne . . . Er hat uns das schon früher bei anderen Gelegenheiten versichert; ohne daß wir freilich — wenn es zur Ernte kam — die auf diesen Bäumen der Erkenntnis gewachsenen Früchte von den Holzäpfeln und Gruschken der bei uns gedeihenden Feld-, Wald- und Wiesenbäume hätten unterscheiden können.

Über die Liebhabertheater unserer Gegend schreibt der Verfasser kurz, herb und derb: „Was auf dem Gebiet des Theaterwesens geleistet wird, ist nach Abstrich der üblichen verbindlichen Verbrämung übelster Dilettantismus, aber keine Kulturarbeit. Hier wurde bisher nicht einmal das

Ziel erkannt." In keinem Satz seiner Polemik hat der Verfasser unangebrachter geurteilt. Man faßt sich unwillkürlich an den Kopf: Der Schreiber dieses Satzes kennt doch unsere Theater, kennt doch unsere Verhältnisse, kennt doch die Möglichkeiten, unter denen ein Liebhabertheater hier arbeiten kann, und dennoch dieses häßliche, grobe Urteil. „Übelster Dilettantismus", Herr Ungenannt? Wir stehen demgegenüber nicht an zu wiederholen, was wir früher schon erklärt haben: daß wir in diesen Liebhaberbühnen unserer Landschaft und in ihrem nunmehr sechsjährigen Bestehen die einzige wirkliche originale Kulturtat unseres heimischen Deutschtums sehen. Und einen so anmaßenden Satz wie den zweiten zu schreiben, darf auch einem bisher wenig glücklichen Theaterinspirator nicht verziehen werden, selbst wenn er, wie es scheint, in diesem einen Falle sogar an seinem Ortsgenius voller Ärgers verzweifelt. Wir sind gespannt, was wir als das bisher noch nicht erkannte Ziel einer Liebhaberbühne, wie sie nun einmal unter unseren Verhältnissen bisher allein möglich war, von ihm genannt bekommen. Ob unser Beurteiler wohl etwas wesentlich anderes fordern wird als das, was etwa im letzten Spieljahr 1926 von der Deutschen Bühne in Bromberg geleistet worden ist?

Unsere ruhelose Bühne hat uns auch in diesem Jahre nach dem Schluß der Spielzeit noch eine Aufführung beschert; sie führte uns Shaws „Heilige Johanna" auf. Das ist ein Unterfangen, das denen, die nach den richtig erkannten Zielen unserer Bühne fragen, Wasser auf ihre Mühle liefern wird — solange sie's nämlich nicht gesehen haben. Hätten sie dieser letzten Spielzeit in Bromberg beigewohnt, würden sie als Antwort auf die Frage nach dem Ziele vermutlich wie wir antworten: Unsere Bühnen sollen spielen, was sie können — dann ist es schon recht. Und wenn eine Aufführung einige Zweifel, ob die Spieler sich ihr Ziel nicht zu hoch gesteckt, durch die Tat widerlegt — was darf der Kritikus lieber eingestehen? Wir haben die Heilige Johanna bei Reinhardt erlebt. Eben deshalb teilen wir das selbstgenügsame Urteil ortsbegeisterter Mitbürger nicht, das da lautet, daß unsere Deutsche Bühne zwar nicht ganz so gut, aber manchmal doch beinahe so schön wie bei Reinhardt spielt — (wobei wir überdies daran denken, daß das Publikum dennoch das Theater im letzten Jahr so oft leer ließ!). Wir vergleichen also nicht, was nicht verglichen werden soll: aber wir gestehen, daß wir — obwohl wir die Johanna bei Reinhardt sahen oder besser, weil wir sie dort sahen — dieser Bromberger Aufführung mit größter Teilnahme und Freude gefolgt sind. Und von der starken Wirkung auf die, die das Stück noch nicht kannten, durfte sich der prüfende Beobachter überzeugen. Die Aufführung reihte sich den schönsten Erfolgen dieses Winters würdig an, übertrifft sie vielleicht.

Über das Stück selbst, sein Für und Wider, hat die sorgliche Bühnenleitung die Theatergemeinde wieder vorher ausgiebig unterrichtet. Uns hat die Schillersche Jungfrau, die wir im Herzen tragen, die Freude an Shaws Werk nicht getrübt. Es ist das gute Recht unserer Zeit, auch die schon klassisch gewordenen Stoffe noch einmal vor die Fragen unserer Tage zu stellen. Das eben ist ja das „Klassische" am historischen Drama, wenn man will, auch sein eigentlich „Historisches", daß sein Stoff im Grunde zeitlos ist. So haben die jungen Schweizer unserer Tage die Diskussion über den Tellstoff in vier neuen Telldramen wieder aufgenommen; so darf der Ire Shaw heute die Nationalheilige Frankreichs fragen, was sie uns anno 1920 zu sagen hat. Und wenn die Antwort hier und dort eine andere ist, als bei dem Deutschen Schiller von 1801 — muß es nicht so sein?

Der glückliche Wurf des ersten Bildes sicherte als starker Auftakt auch unserer Aufführung von vornherein die Teilnahme der Zuschauer, so wie es der Dichter haben will. Johanna als lothringer Dorfmädchen war frisch, hell, natürlich. Herr Bugay als Schloßhauptmann Baudricourt und Hans Madalinski als Schloßverwalter boten ein flottes Eingangsspiel, wenn auch Aussehen und Art unseres Ritters nicht ganz zu seinen groben Taten passen wollten. Der sinnierende Ritter Poulengey (Hans Klemenz) schien uns in seiner kleinen Rolle besonders gelungen. Das große 2. Bild, der Königshof, wurde durch eine geschickte Regie auch auf unserer kleinen Bühne wirkungsvoll. Der Dauphin Hans Helfers, dieser Einfältige mit dem gesunden Menschenverstand, wurde ohne Aufdringlichkeit ihr Mittelpunkt. Neben dem würdig steifen Erzbischof Walter Schnuras lernten wir in Ritter La Hire (Philipp Kurz) ein neues Mitglied unserer Bühne kennen, das ihr hoffentlich erhalten bleibt. Im Lagerzelt an der windbewegten Loire sahen wir in Dr. Hans Titze den wackeren Feldherrn Dunois, gut in Spiel und Haltung. Einen Höhepunkt, wie er sein soll, gab dann der funkelnde Dialog der vierten Szene, in der Adalbert Behnke den Bischof von Beauvais überlegen in Haltung und Miene, Herr Samulowitz den skrupellosen Grafen Warwick und Karl Kretschmer temperamentvoll den englandüberzeugten Kaplan von Stogumber verkörperten. In der folgenden Kathedralszene wurde die Gefahr des Deklamierens nicht völlig vermieden, dagegen wurde die große Gerichtsverhandlung wirkungsvoll, stark und lebendig von allen Beteiligten durchgeführt. Neben den klugen Bischof Behnkes trat hier fast allzu überzeugend der Inquisitor Damaschkes. Hans Klemenz bot einen sympathischen Bruder Martin und traf den Ton innerlicher Herzensgüte. Es gelang gerade in diesem Bild der Darstellerin der Johanna, dem großen Aufgebot ihrer Gegner durch Schlichtheit das Gleichgewicht zu halten. Der Epilog brachte uns die ganze sprühende Ironie, wie sie der Dichter verlangt.

Bei den vielen erfreulichen Einzelleistungen verdient die Gestaltung der Johanna durch Lia Roß dennoch hervorgehoben zu werden, schließlich trägt doch deren Gestaltung das Stück. Es ist erstaunlich, wie gut die Darstellerin sich mit ihrer Aufgabe abfand; sie blieb immer natürlich, frisch und dadurch überlegen und kam niemals in eine Pose. Wir bedauern, daß sie sich nicht öfter hat entschließen können, auf unserer Bühne mitzuwirken.

Eine hervorragende Leistung war die Regie. Um die Arbeit zu ermessen, die diese Aufführung an Vorbereitung gekostet hat, müßte man häufiger nach Mitternacht hinter die Kulissen an einem Probeabend sehen können. Es ist ein Zeichen großer Geschicklichkeit, das Shawsche Werk unter unseren engen Bühnenverhältnissen wirkungsstark herauszubringen. Hans Helfers Spielleitung ist das gelungen. Wir sahen ihn in seinem König zum erstenmal in einer größeren Rolle, leider bedeutet auch dieses Auftreten einen Abschied: der unermüdliche Helfer unserer Bühne, der ihr als Spieler, Theatersekretär und Helfer in jeder Gestalt gedient hat, wird uns leider verlassen. Er macht uns mit dieser letzten Aufführung den Glauben besonders schwer, daß wir bald nur noch anerkennend und dankbar seiner gedenken sollen.

—k.



Bunte Chronik



* **Unterirdisches Kino für Bergleute.** In Eveleth im nordamerikanischen Staat Minnesota befindet sich auf der zweiten Galerie des von der Oliver Iron Mining Company betriebenen Bergwerks in einer Tiefe von rund 80 Metern ein mit allem Komfort eingerichtetes Kinotheater, das wohl das tiefstgelegene Theater der Welt sein dürfte. Es umfaßt zweihundert Personen und hat einen regelmäßigen Spielbetrieb. Die Direktion der Grube kam eines Tages auf den Gedanken, daß es recht zweckmäßig sei, die Arbeiter durch einen fesselnden Anschauungsunterricht auf der Leinwand über die Gefahren ihres Berufes und gleichzeitig über die Mittel aufzuklären, sich gegen Schäden zu schützen. Da sich die Arbeitsstellen über und unter der Erde über ein großes Gebiet erstrecken, so ging man zunächst daran, an den verschiedensten Stellen Projektionsapparate und weiße Wände aufzustellen, die die Möglichkeit boten, dort jederzeit für die Arbeiter Filmvorstellungen zu veranstalten, bei denen man darauf Wert legte, das Angenehme mit Nützlichem, Unterhaltung mit Belehrung zu verbinden. Um aber auch den unter Tag arbeitenden Leuten diese Unterhaltung zu gewähren, entschloß man sich schließlich dazu, in einer Pumpstation in der Mine selbst ein ständiges Theater einzurichten, so daß die Arbeiter Gelegenheit hätten, sich während der Eßpausen angenehm zu unterhalten. Der nüchterne Raum wurde durch entsprechende Ausstattung in ein gemütliches kleines Theater umgewandelt. Das Theater ist unter dem Namen „Wilsonian Auditorium" bekannt und erfreut sich guten Besuchs, um so mehr, als der für die Leitung verantwortliche Ingenieur bemüht ist, das Programm möglichst abwechslungsreich zu gestalten, damit der Darbietung der Charakter der trockenen Belehrung genommen wird. Daneben hat man aber an anderen Stellen Familienkinos eingerichtet, die wie ein Wanderzirkus herumziehen. Man bezweckt damit, auch die Kinder durch den filmischen Anschauungsunterricht über die Maßnahmen zu belehren, die Gefahren, die aus dem Betriebe drohen, zu vermeiden. Auch hier ist dafür gesorgt, daß die Belehrung durch anziehende Unterhaltungsprogramme schmackhaft gemacht wird.

Splitter.

Schweigsam sein zur rechten Zeit, übertrifft Beredsamkeit.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.